



Nr. 18.

Prag, den 19. September 1913.

XIV. Jahrg.

ראש השנה

Und der Herbst schleicht heran, und die Sonne wird blaß,
 Und der Sturmwind zerwühlet das dorrende Gras,
 Und die Blätter, die röthlich sich färben,
 Sinken müde zur Erde und sterben. —

Blätter wirbeln und vergehen,
 Doch der stolze Stamm bleibt stehen;
 Singt die Lerche Frühlingslieder,
 Treibt er neue Blüten wieder.

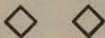
Und die Zeit eilt vorbei, und die Jahre sie flieh'n,
 Und sie sehen Geschlechter vorüberzieh'n,
 Und die Völker, die heut sich vermessen,
 Sie sind morgen dahin und vergessen. —

Völker kommen und vergehen,
 Judas stolzer Stamm bleibt stehen,
 Und in jedem Jahre wieder
 Tönen seine Hoffnungslieder.

Und Verleumdung, sie lebt, und der Neid schleicht heran
 Und benaget das Hohe mit giftigem Zahn —
 Doch das Unrecht, es muß unterliegen,
 Und die göttliche Wahrheit wird siegen!

Jugend, laß die Feinde schmähen,
 Judas Stamm wird nicht vergehen,
 Und vom Tempelhügel wieder
 Schallen einst die Siegeslieder!

S. S. Kohn.



Isaia Kap. 60, die Haphtara zum nächsten Sabbath.

Im Judenviertel zu Babylon ist heute nicht gut zu sein. Die sonst ruhigen Leute sind wie ausgewechselt. Sie rennen herum in den schmalen Gassen in heller Aufregung, als ob der Himmel samt der Sonne auf sie herabstürzen wollte; denn Schreckliches ist geschehen: die Leviten, die besten Sänger im heiligen Tempel zu Jerusalem, als er noch stand, wurden vor den König geladen. Er wollte ihre vielgerühmte Sangeskunst hören. Doch sie weigerten sich, vor ihm die heiligen Gesänge zu Gehör zu bringen. Sie könnten es als Verbannte nicht, sagten sie.

„Die Kette schnürt sich zusammen, sobald wir als der Heimat Entführte vor dem König stehen. Gesang und besonders die heiligen Lieder kann nur ein Freier in der Freiheit anstimmen.“ Und sie hängten ihre Harfen an die Weiden, die am Flusse standen und weinten . . .

In der Judenstadt aber zitterte die ganze Gemeinde vor den Folgen. Denn schon damals vor zweitausendfünfhundert Jahren in der babylonischen Gefangenschaft waren die Juden einer für alle und alle für einen verantwortlich. Der König wird die Weigerung Ungehorsam nennen und wird ihn an den Verbannten strenge ahnden. Und deshalb die Ratlosigkeit, die Verwirrung unter der jüdischen Bevölkerung.

Vor dem Gemeindefaule auf dem großen Platz staut sich die Menge. Freudige Rufe erschallen aus derselben.

Er ist wieder hier, er ist wieder unter uns!

In ein weites Gewand gehüllt, stand da ein Mann, dessen lang wallender Bart und das glühende Auge ihm ein überaus ehrfurchtgebietendes Aussehen gaben. Und das Volk sah ihn immer gerne und jubelte ihm zu, wo es ihn traf. Kein Wunder, waren doch seine Reden so voll Liebe und Trost, daß sie schon beim An-

hören dem Volke Beruhigung boten und immer, sobald den Juden in ihrer Verbannung ein Unglück zustieß und sie des Trostes und guten Rates bedurften, kam er ungerufen, versammelte das Volk um sich und versetzte es mit seinen herrlichen hoffnungsvollen Reden in eine glückliche Zukunft.

Man wußte nicht, woher er kam und auch nicht, wohin er ging. Er war da und das Volk glaubte daran, daß schon seine Anwesenheit es von allem Unglück bewahren werde. So war es auch heute. Das Volk horchte hoch auf, als er begann und sprach: „Siehe auf und leuchte, denn die Herrlichkeit des Ewigen bestrahlt dich!“

Der Zauber seiner Rede wirkte wie immer auf die Zuhörer und sie vergaßen, was sie noch vor wenigen Augenblicken so besorgt machte. Und als er mit den Worten schloß: „Heil und Ruhm wird dir aufsprühen angesichts aller Nationen“, da war es als ob ein Geist voll Mut und Zuversicht sich der Hörer bemächtigt hätte. Eine feierliche Stille ist eingetreten. Der ehrwürdige Seher wollte sich entfernen, in diesem Momente kam ein Jüngling herbeigestürzt, stellte sich aufrecht neben den Seher und rief der Menge zu: „Noch einen Augenblick, Ihr Kinder Israels, so kann es nicht weiter gehen, helfen müßt Ihr Euch selbst!“ Und zu dem Alten gewendet fuhr er fort: „Schön hast du gesprochen, du Liebling meines Volkes, deine Reden werden aufgezeichnet werden und mein Volk wird sie ewig heilig halten. Du bist ihr Tröster und deine Sprache ist süß wie Milch und Honig, deine Hoffnung ist die Hoffnung meines Volkes, aber Taten müssen diese Reden begleiten, nicht Weinen nicht Klagen kann uns helfen, „Hand anlegen!“ soll von nun an die Losung sein. „Hinaus aus dem Land der Knechtschaft! Hinausziehen müssen wir in das Land unserer Väter!“

Lebhafte Zustimmung von der einen Seite und Widerspruch von der anderen, hat den begeisterten Jüngling zu der ganzen Entfaltung seiner Idee angeregt. Und so klar als es nur möglich war, entwickelte er seinen großen Plan. Der Jubel der Menge galt ihm als Zustimmung zu allen seinen Ausführungen. Und: „Esra unser Esra!“ hallte es von überall her . . .

Und wenige Jahre später zog Esra mit einem Häuflein Ausgewählter hinauf in das Land der Väter, um dort eine, wenn auch kleine Gemeinschaft zu grün-

den, die später sich zu einer großen jüdischen Macht entwickelt hat. Doch der größte Teil seiner Gegner, die ihm nicht folgten oder nicht folgen wollten, verschwand in der fremden Umgebung. Sie wurden Babylonier.

Esras Name ist mit der Neubelebung des jüdischen Staates nicht allein, sondern auch mit derjenigen seines Schrifttums eng verknüpft; des großen Trösters Name jedoch ist uns unbekannt geblieben, obgleich seine Neben noch heute die schönsten Kapitel im Buche des Propheten Jesaias bilden.

Ben Jehuda.



Prof. Dr. Nathan Grün.

Einen schweren Verlust hat die jüdische Gemeinde in Prag erlitten, den auch der Schreiber dieser Zeilen persönlich tief beklagt. Prof. Dr. Nathan Grün weilt nicht mehr unter den Lebenden. Sein Sitz in der jüdischen Bibliothek, wo ich ihn jahrzehntelang allwöchentlich zu sehen gewohnt war, ist verwaist. Er war mein Führer und Berater auf dem Gebiete des jüdischen Wissens und ein großer jüdischer Gelehrter, der unserer Gemeinde zur Zierde gereichte. Der Prager Gemeinde hatte er, seitdem er sich hier niederließ, große Liebe entgegengebracht. Er war von weit hergekommen, aus Ungarn aus dem Zipser Komitat, allein Prag wurde seine Heimat; er widmete der Gemeinde, besonders aber ihrer Geschichte einen großen Teil seiner freien Zeit. Er war auch der beste Kenner ihrer Vergangenheit. In dieser Richtung ist der Heimgang des Geschichtsforschers Prof. Dr. N. Grüns tief zu beklagen. Viel, sehr viel davon, was er wußte und erforscht hat über die Prager Judengemeinde, ist mit ihm begraben worden und wird kaum je von anderen wieder erforscht werden. Er wirkte zunächst als Lehrer, später als Rabbiner und durch Jahrzehnte als Bibliothekar, der er seit der Begründung der jüdischen Bibliothek war. Unter den Bücherschätzen, die von dem gelehrten Ober-Rabbiner Rappaport, von Kopelmann Lieben und vielen anderen gesammelt worden sind, war er zu Hause. Oft traf ich ihn außerhalb der Amtsstunden allein, tief sinnend über den Folianten gebeugt, studierend oder einer Spur folgend, die ihn auf den Weg der historischen Wahrheit zu führen geeignet schien.

Er ging still durch das Leben. Die Sucht nach der Deffentlichkeit, nach ihren Ehren und Huldigungen war ihm ziemlich fremd. Er war ein jüdischer Gelehrter in des Wortes schönster Bedeutung. Das größte Vergnügen war für ihn, wenn Fremde in die Bibliothek kamen oder Gelehrte und er ihnen seine Schätze zeigen konnte. Seltene Stücke legte er mit liebender Zärtlichkeit in die Hand des Rundigen. Wenn der Besuch ein zahlreicher war, glänzte sein Gesicht und freudig erzählte er davon jedem regelmäßigen Besucher, seinen Stammgästen, die oft in die Bibliothek kamen, nicht um zu lesen, sondern um einen Augenblick mit ihm zu verplaudern oder sich über eine schwierige Stelle in den Kommentaren Aufschluß zu holen. Diese Sonntag-Mittagstunden werden allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Aber auch sonst wird sein Andenken ein gesegnetes bleiben wie das eines Gerechten. 527

Wenige Wochen vor seinem Hinscheiden übergab mir Prof. Dr. N. Grün eine Anzahl von Manuskripten, welche die Geschichte der Prager Judengemeinde zum Inhalt haben. Ich sollte sie durchblättern, und wenn möglich in Druck legen. Diesem ehrennden Auftrag des Entschlafenen werde ich soweit diese Aufgabe für „Jung Juda“ geeignet sind, mit innigster Pietät nachkommen. F. L.

Die Prager israelitische Gemeinde im 18. Jahrhundert.

Von Professor Dr. Nathan Grün.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das 18. Jahrhundert wird allgemein das Jahrhundert der Aufklärung, der Verbreitung des geistigen Lichts genannt. Nun ist es vollkommen richtig, daß der berghoch angehäuften Schutt des Mittelalters zu Beginn des 18. Jahrhunderts schon vielfach hinweggeräumt worden war, aber in Bezug auf die politische und soziale Stellung der Juden herrschte noch immer die mittelalterliche Finsternis in ihrer vollen, die Geister umnachtenden Weise. Wir haben nicht lange nach einer Bestätigung für diese Behauptung zu suchen, eine Verordnung der Landesregierung in Böhmen vom Monate Juli 1702 zeigt, welche schwarze Schatten noch damals über dem Prager Ghetto lagerten.

Der Zugang zur Judenstadt war von altersher sehr enge, dazu waren noch sechs Tore angebracht, um dieselben zu bestimmten Zeiten sperren zu können. Wie aber, wollten sich die Juden von der andern Bevölkerung absperren? Nein, sie wollten nicht, sie mußten es, denn es wird ausdrücklich bemerkt, die sechs Tore dienten dazu, die Judenstadt vor plötzlichen Aufläufen des Pöbels zu schützen. In der großen Feuersbrunst des Jahres 1689 wurden aber diese Tore ein Raub der Flammen; die Landesbehörde wollte die Wiedererrichtung derselben nicht gestatten, erst im Jahre 1702 erkannte sie, die Tore seien kein überflüssiger Luxus, der Pöbel versuchte nämlich öfters, einen unwillkommenen Besuch dem Ghetto zu machen; um das zu verhindern, wurde der Judenschaft gestattet, die sechs Tore wieder an denselben Punkten, wo sie vor der Feuersbrunst des Jahres 1689 gestanden, anzubringen.

Die Genehmigung geschah jedoch unter folgenden Bedingungen: zu jedem Tore und zu jeder Nebenpforte mußten die Juden vier Schlüssel anfertigen lassen, von welchen der eine dem Altstädter Hauptmann, der zweite dem Altstädter Magistrate, der dritte dem Stadtrichter einzuhandigen sei, bloß einen Schlüssel durften die Judenältesten zum eigenen Gebrauche behalten. Die Tore mußten jeden Abend im Sommer um zehn und im Winter um sieben Uhr geschlossen werden, des Morgens hatte man dieselben im Sommer um vier Uhr und zur Winterszeit zwischen sechs und sieben Uhr zu öffnen. (Schottky, ib. III. 334.)

Diese Verordnung bedarf keines weiteren Kommentars, sie trägt die Maßnahmen des Mittelalters an der Stirne. Die Errichtung der Tore, um vor plötzlichem Auslaufe des Pöbels geschützt zu sein, zeigt, daß die Bewohner außerhalb des Ghettos, um einen biblischen Ausdruck zu gebrauchen, gar oft mancherlei Gelüste hatten, Gelüste nach dem schwererworbenen Gute der Juden und der Pöbel bildete damals eine große Gemeinde, welcher anzugehören auch wohlhabende Bürger nicht unter ihrer Würde hielten. Die vier Schlüssel zu den einzelnen Toren, von welchen bloß einen die Juden behalten durften, während drei in Verwahrung der Altstädter Renter zu bleiben hatten, erschließen uns noch deutlicher die damaligen trostlosen Zustände, sie erinnern an das Wort Heinrich Heines in seinem Rabbi von Bachrach: „Wie schlecht ist es mit dem Schutze der Juden bestellt, von außen bewacht sie das Mißhuß!“

Im folgenden Jahre, dem J. 1703,

entstand in der Prager Gemeinde ein Konflikt über den Modus der Vorstandswahlen. Nach einem kaiserlichen Befehle vom J. 1635 mußten sämtliche jüdischen Aemter alle drei Jahre erneuert werden, jedes dritte Jahr gab es also vielfache Aufregungen durch die Neuwahlen; nun aber verfügte die Behörde, daß die gewählten Personen lebenslänglich auf ihrem Posten bleiben sollten. Durch diese Verordnung teilte sich die Gemeinde in zwei gegnerische Lager, in Anhänger der freien Wahl und in Anhänger der lebenslänglichen Besetzung der Vorstandsstellen.

Die ersten führten in ihrer Beschwerde bei der Obrigkeit an, daß durch die Besetzung der Stellen auf Lebensdauer die Gemeinde der Diktatur weniger Personen verfallen würde, deren Annäherung jedes Talent und jede bessere Ansicht nicht aufkommen lassen wird. Dagegen wandten die lebenslänglich Erwählten ein, daß durch die freie Wahl viele Streitigkeiten entstehen und wollte man diesen Wahlmodus weiter erhalten, so würden alle Instanzen durch diese Unruhen hebeligt werden, ja Se. Majestät der Kaiser selbst würde fast nichts anderes zu tun haben, als lauter unnötige Judenhandel zu schlichten. Dieses Argument siegte, Kaiser Leopold I. wollte sich wohl der Gefahr, seine ganze Zeit den Judenhandeln widmen zu müssen, nicht aussetzen und es wurde mit Dekret vom 10. Novbr. 1703 angeordnet, statt der bisherigen unregelmäßigen Wahlen einen jüdischen Magistrat einzusetzen; derselbe sollte aus 27 Personen bestehen und zwar aus 5 Ältesten, 5 Gemeindevältesten und 17 Beisitzern. (Schottky ib. 335.)

Dieser neugewählte Vorstand ging mit aller Energie an die Ordnung der schwebenden Gemeindeangelegenheiten. Es galt zunächst die Oberrabbinerstelle zu besetzen, denn der Inhaber dieser Stelle, Gabriel Gschlezes aus Krakau, hatte dieselbe bereits im Jahre 1694 niedergelegt, um das Rabbinat in Metz anzutreten. Unter den vielen berufenen Gelehrten wurde der mährische Landesrabbiner

David Oppenheim gewählt, der 1704 das Rabbinat antrat und von Kaiser Leopold I. mittels Urkunde vom 20. Febr. 1705 in seiner Stelle bestätigt wurde. David Oppenheim war ein ausgezeichnete Gelehrter, sein Name wurde schon damals wegen seiner tiefen talmudischen Kenntnisse von den bedeutendsten zeitgenössischen Talmudforipheän mit aller Ehrerbietung genannt.

Er hatte aber nebst seinem reichen Wissen noch eine Eigenschaft, welche sich nur wenig bei den Rabbinern findet, er war mit großen Reichtümern gesegnet. Dadurch war seine Akquisition für die Prager Gemeinde von nicht zu unterschätzendem Werte, denn so sehr auch die Verhältnisse sich in der Zeiten Lauf verändern und vielartig sich gestalten, in dem einen Punkte bleiben sie konstant, nämlich darin, daß das Geld ein wichtiger Faktor ist, der schwer in die Waagschale fällt. Durch seinen Reichtum konnte Oppenheim mit größerem Nachdrucke zugunsten seiner Glaubensbrüder bei den Staatsbehörden eintreten und seinem Einflusse hatte es die Gemeinde zu verdanken, daß manche geplante Maßregel zum Nachtheile der Juden schon im Keime erstickt wurde.

Doch so wichtig und von hoher Bedeutung die Amtswirksamkeit Oppenheims nach dieser Richtung hin für die Prager Gemeinde war, so gereichte schon die Tatsache allein, daß eine solche hervorragende Persönlichkeit zur Uebernahme des Prager Oberrabbinats sich bewegen ließ, der Gemeinde zum Ruhme. Oppenheim stammte aus einem alten, wahrhaft adeligen jüdischen Geschlechte, er war der Nefte des kaiserlichen Ober-Kriegsfaktors Samuel Oppenheimer in Wien, mit dem die Hofkammer mehrmals Millionen-Akzelen abschloß, war der Schwiegersohn des Oberhoffaktors Lippmann Kohen in Hannover, war verschwägert mit hochberühmten Rabbinern und ebenso groß wie die ererbte war seine persönliche Bedeutung. (Kaufmann, Samson Wertheimer 97.)

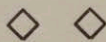
Es ist erstaunlich, welche weitausgedehnte Tätigkeit David Oppenheim entfaltete; nebst der Verwaltung seines großen Vermögens, zu welchem Zwecke er öfters nach Wien und Hannover reisen mußte, ihm oblag nicht bloß die Führung des Rabbinats in Prag allein, sondern auch die Leitung der religiösen Angelegenheiten des ganzen Landes, da er im Jahre 1713 zum Landesrabbiner der einen Hälfte Böhmens ernannt wurde und im Jahre 1718 nach dem Tode des böhmischen Landesrabbiners Wolf Spira, dessen Tochter Schifra die zweite Gattin Oppenheims war, wurde er Landesrabbiner von ganz Böhmen.

In der Urkunde über diese Ernennung, gezeichnet von Kaiser Karl VI. dd. 19. September 1718, heißt es: „Deß haben wir ihm David Oppenheimer, als welcher seines Integrität und uninterregirten Wandels willen, auch seiner Gelehrtheit halber in jüdischen Gesetzen

angerühmt wird, die Kaiserliche und Königliche Gnab' angetan, und demselben in obberührter Ober-Rabbiner-Funktion hiermit allerdings bestätigen und konfirmiren wollen“. (Orient 1845, 24.)

Ob die Verwaltung eines großen Vermögens viel Zeit beansprucht, das soll hier nicht weiter untersucht werden, daß aber die Leitung der religiösen Angelegenheiten eines ganzen Landes in der damaligen Zeit, wo das religiöse Leben so kräftig pulsierte, und wo es nebstdem noch galt, die Anfeindungen von außen abzuwehren, die vollste Mannestätigkeit erforderte, ist leicht zu begreifen. Bei dieser ausgedehnten Tätigkeit ist es zu bewundern, daß Oppenheim noch Zeit fand, eine große Schülerzahl um sich zu versammeln und gelehrte Werke zu verfassen; die jüdischen Bibliographien führen vierzehn Werke von ihm an, welche sich auf die verschiedensten Partien der jüdischen Literatur erstrecken.

(Fortsetzung folgt.)



Seit wann der Hase mit offenen Augen schläft.

Von Jda Böck.

Der Hase strich sich seinen Schnurrbart, sah den letzten Gästen nach und sagte: „Liebes Weib, unsere Hochzeitsreise geht an den See.“ Die Häsin schrak ein wenig zusammen. Sie fürchtete das Wasser. Sie zwang sich zu einem Lächeln. Ihre Lippen waren blaß als sie sagte: „Du bist von heute ab mein Gebieter. Du befehlst und ich habe zu gehorchen.“ Der Hase nickte. Dann warf er einen prüfenden Blick durch den Hain. „Die Stube muß gefegt werden“, sagte er. „Ich warte inzwischen vor der Tür.“ „Was soll mit auf den Weg?“ fragte die Häsin nach einer Weile und hängte die Rehrbürste an ihren Platz. Der Hase sagt: „Ich liebe nicht Reisegepäck. Die Legitimationskarte trage ich bei mir.“ Sie sperren ab und gingen. „Ist das der See?“ fragte die Häsin. Der Hase

unterdrückte ein Lächeln. „Der Dümpel?“ Er sah sie von der Seite an, wie ihre Lippen die Farbe wechselten. Sie schritt mit gesenkten Lidern fast furchtsam neben ihm her. „Was ist das?“ Sie riß die Augen weit auf. „Ein Menschenhaus“, sagte er ruhig und freute sich ihres Staunens. „Ein Menschenhaus“, flüsterte sie und starrte nur immer nach vorne. „Gibt es also wirklich Menschen?“ Ein Beben ging über ihren schlanken Leib. „Leider“, sagte er und eine tiefe Falte grub sich zwischen seine Augen. Die Häsin flüsterte und sah bange um sich. „Die Menschen kommen! Das war der Ruf, mit dem Großmutter uns unartige Kinder schreckte und der mich oft bis in den nächtlichen Schlummer hinein verfolgte.“ Die Häsin schüttelte sich. Der Hase sah ernst vor sich auf den Weg,

während er murmelte: „Heil dem, der ihr Verderben sieht!“ Die Häsin sah ihn erschreckt an: „Mann, du fluchst ihnen?“ Sie blieb stehen. Ihre Löffel zuckten. Er warf die Lippen auf, während es in seinen großen Augen vor Haß leuchtete. „Könnte ich doch ihren Untergang sehen, lachen wollte ich, haha! lachen, bis mein Herz vor Seligkeit spränge!“ Er knirschte mit den Zähnen. Die Häsin duckte sich. Ihre Knie schlotterten, als sie sich mühsam weiterschleppte. „Weib, soll ich dich verachten?“ Er wandte ihr sein zorniges Antlitz zu. „Du sollst nicht zittern und beben schon bei dem Gedanken an sie. Erstarken soll dein Herz im Haß, wünschen sollst du wie ich, daß sie der Strahl des Himmels vernichte. Lerne fluchen, Weib, wenn du deines Geschlechtes würdig sein willst.“ Und sie gingen immer fort. Eine Woche war vorüber. „Sind wir noch immer nicht beim See?“ fragte die Häsin. Ihr Gang war aufrechter geworden. In ihrem Antlitz war der Ausdruck bewußter Frauenwürde. Aber um den noch kürzlich so unschuldigen Mund spielte manchmal eine böse Falte. Der Hase sah sie und lächelte zufrieden. „Ist der See noch fern?“ Der Hase reckte sich. Er legte die Pfote über die zusammengedrückten Lider: „Dort ist die große Stadt,“ sagte er und seine Stimme klang heiser wie immer, wenn er von den Menschen sprach. „Der See liegt rechts davon, morgen sind wir wohl dort. Sie setzten sich, um ihr Frühstück zu verzehren. „Die Sonne sicht,“ sagte die Häsin und blickte zum tiefblauen Himmel auf. „Die Luft ist seltsam schwül. Sie riecht nach Schwefel,“ sagte der Hase. Seine Nasenlöcher weiteten sich. „Was kommt da gerannt?“ Er stand auf. Sieh mal, Lampin, ein ganzer Trupp unserer Vettern und Basen.“ Er machte einige Schritte und rief: „Wohin?“ Die Ratten liefen weiter. „Wohin?“ schrie der Hase und seine Wangen bliesen sich auf. Sie schienen ihn nicht zu hören. Mit hochgezogenen Lippen und zurückgeworfenem Kopf liefen sie. „Bleibe, ich bin gleich wieder hier,“ sagte der Hase und sprang

bis an die Staubwolke der Straße. „Was gibt es?“ fragte der Hase. „Unglück! Unglück! Fort, fort!“ hallte es aus der Menge.

Eine greise Ratte blieb stehen und lehnte sich zitternd an einen Baum. „Was gibts?“ fragte der Hase, „Unheil liegt in der Luft.“ „Was meinst du damit?“ Die Ratte sah den Davonjagenden starr nach und versuchte, auf ihren Beinen zu stehen. „Es geht nicht. Sie tragen mich nicht,“ stöhnte sie und zog den Kopf zwischen die Schultern. „Was ist es?“ fragte der Hase. Sein Schnurrbart zitterte nervös. „Wissen wir's? Wir fühlen die Gefahr und suchen ihr zu entgehen. Die aber wollen nicht hören.“ Ihr Kopf fiel nach vorn. „Die? Wer sind die?“ „Unsere Kinder und Enkel dort drüben. Sie sind entartet.“ „Dort drüben?“ fragte der Hase und wies nach der Richtung. „Da liegt wohl der See.“ „Der See!“ Die alte Ratte schüttelte sich. Ihre halbgeschlossenen Augen blickten wie irre. „Seid Ihr vom See?“ Der Hase sagte es und nickte seiner Frau zu, die aus Ungeduld herübergekommen war. „Seid Ihr vom See?“ fragte er wieder. „Wir sind hier aus der Gegend, eilten nur hin, um zu warnen.“ Sie schlug sich vor's Gesicht: „Aber sie wollen nicht hören.“ „Aber wohin geht Ihr jetzt?“ „Nach Hause.“ Und sie versuchte zu gehen. „Hier ist's also sicher?“ „Ich hoffe.“

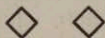
Sie lief schon wieder. Plötzlich wandte sie sich um: „Ihr könnet mit mir. In meinem Hause ist Platz.“ „Danke!“ sagte der Hase. Um seine Mundwinkel zuckte es spöttisch. Memmen! Er zischte es fast, während er die massigen Lippen vorschob. „Weib, hast du Mut?“ Er fragte es fast befehlend, während er von ihr nach der Richtung des Sees blickte. „Lampe!“ Ihre Augen blitzten vor Entschlossenheit. „Wir wollen die Gefahr schauen, mich ergötzen, wenn mein Todfeind verdirbt.“ „Sind nicht auch unsere Verwandten bedroht?“ fragte die Häsin mit veränderter Stimme. Sie hatte die Löffel hart an den Kopf ge-

legt, ihre Blume zitterte. „Denke nicht dran,“ sagte er finster und schritt kräftiger aus.

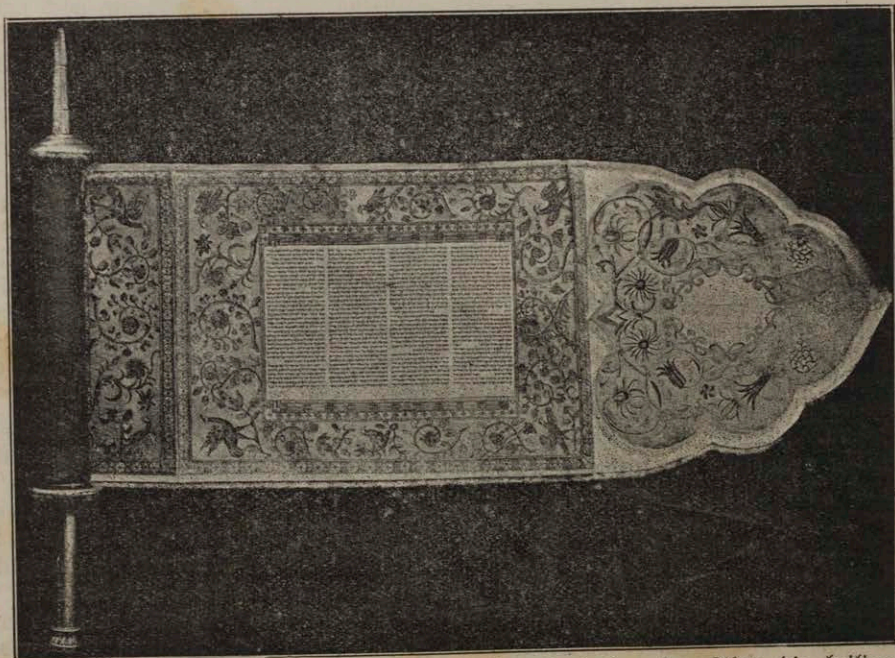
Eine Weile gingen sie schweigend. „Sind das Geier?“ fragte die Häsin und blickte nach oben. „Ja, es sind Geier.“ „Und dort?“ „Krähen vermutlich.“ „Fliehen sie?“ „Warte, dort drüben lassen sich mehrere nieder.“ „Ja, wir wollen hinüber.“ Mit einigen Säßen waren sie bei den Vögeln. „Wie ihr Schnabel bleich ist,“ flüsterte die Häsin und ihre Lippen wurden auch blaß. „Ihre Federn sträuben sich wie im Entsetzen,“ sagte er und

sprach so leise wie sie. „Wie weit ist's an den See?“ rief der Hase und mußte nochmals rufen, ehe die Krähen ihn hörten. „An den See?!“ Sie schlugen schwer die Flügel. „An den See?!“ Es klang wie ein Wehruf. „Was sprichst du vom See? Er ist verflucht, verflucht!“ Das letzte Wort erstarb wie ein Hauch. „Seid Ihr vom See?“ „Der Himmel bewahre uns. Wir sind hier aus dem Wäldchen.“ Eine junge Krähe sagte es mit abgerissenen, tonlosen Worten. Ihre fiebernden Behen umkrallten den Zweig.

(Fortsetzung folgt.)



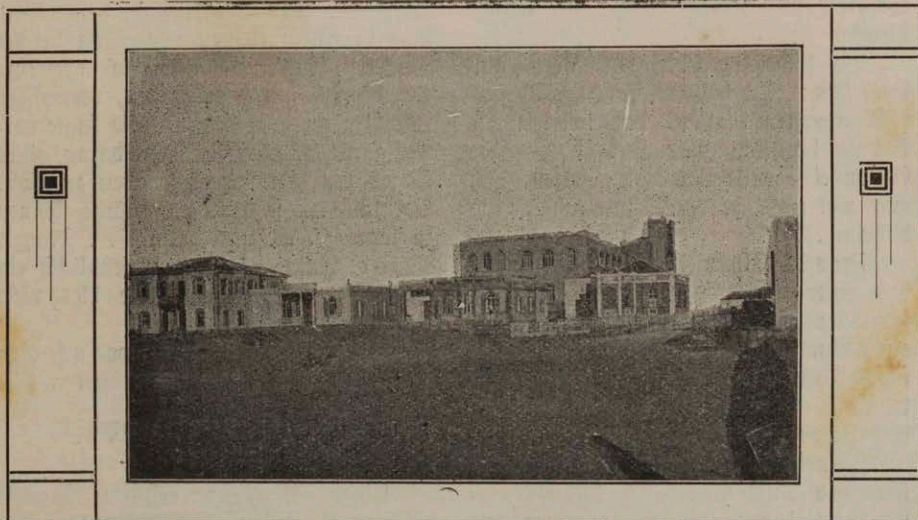
Eine Megilla



mit kunstvollen Malereien geschmückt. Die ersten vier Spalten sind entrollt und zeigen eine herrliche Schrift. Ein jedes Wort ist bei entsprechender Vergrößerung leicht zu lesen. Es ist ein sehr altes Stück, welches Zeugnis davon

gibt, wie hoch unsere Alten die heiligen Bücher schätzten. Sie ließen sie für Unsummen Geldes wieder und wieder abschreiben. Heute bilden solche Arbeiten unbezahlbare Denkmäler aus alter längst vergangener Zeit.

Die Kunstgewerbe-Schule Bezalel in Jerusalem.



Von der Seite aus gesehen.

♦ ♦ Serien.

Erzählung von Josef Hart.

(Fortsetzung.)

Franzl aber schwelgte noch immer in dem Gefühl der Freude über die unvermutete Ankunft des Freundes.

„Du hast Dir gerade die allerschönste Zeit ausgesucht, Bobby, nächste Woche beginnt die Obsternte, in drei Wochen haben wir Weinlese, dazwischen gehen wir einmal mit Papa auf die Jagd und machen auf eigene Faust Entdeckungsfahrten in die Umgebung . . . Du sollst erst sehen, was für ein reizvoller Erdenfleck meine Heimat ist . . .“

Franzls Vater unterbrach da lächelnd den begeisterten Vortragswall des Sohnes: „Dir sind halt die längsten Ferien noch immer viel zu kurz . . .“ und zu dem Gaste gewendet setzte er hinzu: „Franzl hat immer so viel Pläne und Streiche im Kopf, daß sich die zehn freien Wochen als ungenügend erweisen, alle Wirkungen davon zu beherbergen . . .“

„Mein Lieber, du darfst nicht unerwähnt lassen,“ warf Franzls Mutter ernst ein, „daß heuer unser Junge viel ver-

ständiger war, als in früheren Jahren . . . Sein Temperament erschien mir so angenehm gedämpft . . . Ich glaube, er hat sogar einigemal ernstlich über sich nachgedacht . . .“

„O, Mutterchen,“ rief Franzl im Tone ehrlichster Ueberzeugung, „das hat jetzt aufgehört . . . das war doch immer die Sehnsucht nach Bob. — Aber jetzt Mutterchen . . .“ und Franzl gestattete sich einen vielsagenden, strahlenden Blick, der die ganze kleine Tafelrunde umfaßte . . .

Herr Stern lachte laut und herzlich: „Deine Augen sprechen Bände, mein Junge — und ich kann ja so ziemlich beruhigt sein über das Schicksal meiner neuen Obstpflanzungen und der Gärten meiner Nachbarn und der Fische im Teich und der Vögel in der Luft. Von dir ist einmal nichts sicher . . . und die Ferien sind noch lang . . .“

„Aber, wie rasch sie verflogen, Bob, was? Ehe man sich versieht, wird man

sagen müssen: Morgen beginnt die Schule!" und Franzl seufzte aus tiefster Brust.

Da schüttelte Bob den Kopf und sagte leise: „Ich habe niemals den Augenblick erwarten können, daß wieder die Schule beginnt. Mir sind bisher die Ferien eine entsetzliche Last gewesen. Ich war viel mehr in der Schule zuhause als daheim . . .“

Franzls Eltern sahen einander an und einer verstand den andern: „Bei uns sollst du die richtigen fröhlichen Ferien eines Gymnasiasten kennen lernen, Bob“, sagte Frau Stern einfach und ihre vertrauliche Anrede ließ Bob alles Leid, das hinter ihm lag, vergessen.

Franzls Vater streckte ihm die Hand über den Tisch hin: „Du bist ein verständiger Junge und ich verspreche mir viel von Deinem Einfluß auf meinen etwas leichtfertig geratenen Sohn . . .“ So war in dem kleinen Kreise das beste Einvernehmen hergestellt . . .

Und nun verlebte Bob eine Reihe herrlicher Tage. Er lernte schießen und reiten, kletterte auf die höchsten Bäume und aß die besten, schmackhaftesten Äpfel und Birnen, weil er sie selbst pflücken durfte. Die Dorfjungen hatten bald seine geistige und körperliche Ueberlegenheit erkannt und wählten ihn zu ihrem natürlichen Anführer . . . und Bob inszenierte ganze Manöver, schlug Brücken über den Teich, befestigte alte Güterbuden und lehrte sein Fußvolk auf Vogelscheuchen schießen . . . Dazwischen konstruierte er einen etwas undeutlich geratenen Aeroplan, bei dem nur das mangelhafte Material Schuld daran trug, daß er nicht flog.

Im Anfang hatte er ganz vergessen, daß es einen Vormund gab und eine grüllige Tante und Paulchen und Frieda . . . und ein kleines, verlassenes Schwesterchen, das er doch, wie ein kühner Ritter die verwunschene Prinzessin, aus der Gefangenschaft hatte erlösen wollen. Später fiel ihm der Gedanke an Rätke schwer aufs Herz und er mußte zu Franzls Mutter gehen, damit es wieder leichter

werde. Und Franzls Mutter betrachtete lange das süße Kindergesicht, dessen Bild Bob in einem kleinen Medaillon bei der Uhrkette trug und ihre Gedanken begannen sich mit dem kleinen, verwaisten Mädchen zu beschäftigen. Sie sagte vorläufig nichts, aber sie dachte daran, eines Tages mit den beiden Knaben zu Bobs Vormund zu fahren, um Rätke kennen zu lernen . . . und dann . . . Franzls Mutter hatte sich immer sehnlichst ein Töchterchen gewünscht; sollte dies nicht ein Fingerzeig Gottes sein?

Doch da geschah etwas, was alle diese Pläne in den Hintergrund treten ließ.

IV. Die Bergpartie und ihre Folgen.

Eines Morgens erklärte Franzl: „Papa, wir gehen nach Wildbruch; Bob muß auch unser Hochgebirge kennen lernen.“

„Lach nicht, Franzl, mit dem Wildbruch ist nicht zu spaßen; aber Du kennst ja die gangbaren Wege, also da kann ich beruhigt sein. Den Hammerberg läßt ihr natürlich links liegen, der ist nichts für Euch . . .“

Franzl mußte auch der Mutter versprechen, den Hammerberg in Ruhe zu lassen und dann zogen sie aus.

Einen Teil des ziemlich langen Weges gab ihnen ein ganzes Regiment von Dorfjungen das Geleite, nach und nach aber fiel einer nach dem andern ab, denn jeder, so klein er auch war, hatte seine Pflichten an einem Erntetag. Zuletzt blieb nur einer zurück, der Hüterjunge Steffen, der draußen im Wildbruch einen Kameraden bei der Ziegenherde ablösen sollte.

Nach zwei Stunden hatten sie die ersten abenteuerlich geformten Felsen erreicht. Bob meinte, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Die wilde Romantik des Tales riß ihn hin. Das Brausen des Wildbaches bildete eine eigenartige Melodie mit dem Rauschen der uralten Baumriesen auf der sonnenbeschienenen Berglehne, während knapp daneben kahle finstere Felsmassen wie

drohende Finger gegen den Himmel wiesen.

„Dort ist der Hammerberg,“ Franzl bezeichnete den höchsten Gipfel und im gleichen Moment erwachte in Bob der Wunsch, dort oben zu stehen und hinunterzublicken in diese wilde Einsamkeit und weiß Gott wie weit hinaus in die große Ebene zu schauen.

„Ich hätte die größte Lust, ihn zu besteigen,“ machte er seinen Gefühlen Luft, aber Franzl erwiderte entschieden:

„Das wirst Du schön bleiben lassen, lieber Bob. An dem Hammerberg hat schon mancher Tourist verfragt. Das ist ein gefährlicher Bursch, was, Steffen?“

Steffen grinste über sein ganzes sommerprossiges Gesicht: „Zoo, do hot er scho' recht, der Franzl, mit dem Hammberg san nich gut Kirschen essen.“

Aber dieser Widerspruch stachelte Bob noch mehr auf: „Herrlich muß es sein, da oben zu stehen.“ fuhr er unbeirrt fort, „und diese Aussicht zu genießen.“

„Die Aussicht hast Du schon hier — auf gebrochene Beine nämlich.“ sagte Franzl trocken und Steffen lachte unbändig über diesen Wit seines jungen Herrn.

Das brachte Bob vollends aus dem Gleichgewicht: „Du bist feige, Franzl,“ sagte er verächtlich.

„Ich feige?! Du . . . Du . . . sag' es nicht noch einmal!“

„Na, so zeig' doch, daß Du's nicht bist!“

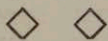
„An mir soll's nicht liegen, wenn Du absolut hinaufwillst . . . ich warne Dich bloß und ich würde nie mit Dir hinaufgeklettert sein, wenn Du mich nicht so gezwungen hättest . . .“ Bob mußte später oft an diese energischen Worte Franzls denken . . . Jetzt aber schenkte er ihnen keine Beachtung. Wie ein Fieber hatte es ihn ergriffen, er spornte zu größerer Eile an. Umsonst, daß der schwerfällige Steffen die beiden beschwor, von ihrem Vorhaben abzustehen . . . sie hatten kein Gehör für ihn und am Fuße des Hammerberges verließ er sie, gekränkt über ihre völlige Nichtachtung.

Nun begann der Aufstieg. Anfangs ging es ziemlich gut. Dann verlegte ihnen immer häufiger Gerölle den Weg. Der Pfad wurde immer enger und brüchiger. Franzl blieb einmal unschlüssig stehen, als wollte er den Rückweg antreten, da traf ihn aber ein kurzer Blick aus Bobs spöttischen Augen . . . und Franzl kletterte weiter. Nun ging Bob voran; als wäre er hier zuhause, so hatte er die Führung übernommen. Nun galt es einen Felsenriß zu überspringen.

„Fürchtest Du Dich?“ fragte er den Kleinern.

„Was fragst Du solche dumme Sachen?“ war die finstere Antwort und sie arbeiteten sich schweigend und mühsam weiter.

(Fortsetzung folgt.)



Die russischen Juden in Amerika.

Konfessioneller, gesellschaftlicher und politischer Haß verfolgt die russischen Juden in ihrer Heimat; ihr Leben und ihre Ehre, ihr Hab' und Gut sind auf's äußerste bedroht; sie sind keines Tages vor der blutigsten Verfolgung geschützt; Regierung und Gesellschaft vereinigen sich zu ihrer Ausrottung. Ihr Heil liegt nur in der Flucht aus dem barbarischen Lande und ihr einziger Zufluchtsort sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Allein auch hier haben sich Stimmen geltend machen wollen, um sich der Einwanderung der russischen Juden zu widersetzen. Umso wertvoller ist die unabhängige Rundgebung eines Amerikaners, der die russischen Juden und ihre Wirksamkeit aus unmittelbarster Nähe kennen gelernt hat. Es ist dies Herr J. C. Williams, der als Obmann des Schiedsgerichts nach dem denkwürdigen Streik der Konfektionsarbeiter fungiert

hat. Als solcher hatte er es einerseits mit amerikanischen Unternehmern, anderseits mit den russischen Eingewanderten zu tun. Denn diese Eingewanderten haben die amerikanische Konfektionsindustrie groß gemacht, wenn nicht gar geschaffen. Seine Schilderung verdient in den weitesten Kreisen bekannt gemacht zu werden.

In der Daily Independent Times der Stadt Streator im Staate Illinois ist sie enthalten und wir teilen sie unseren Lesern vollinhaltlich mit: Aus der Berührung mit diesen Helden von Sangwill's „Schmelztiegel“ und Mary Antins „Land der Verheißung“ habe ich einen tiefen Eindruck empfangen. Die Anpassungsfähigkeit dieses Volkes, sein Genie in allen Problemen menschlicher Beziehungen sein kühner Verstand, und mehr als dies alles, sein Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber ethischen Idealen ist geradezu bewunderungswürdig. Dies Volk lebte vor sechs bis sieben Jahren in einem Lande, wo Gewerkschaften etwas unerhörtes sind. Sie kamen in die Vereinigten Staaten, schufen eine enorme Industrie und schwingen sich binnen kurzem zu Leitern einer Organisation auf, die ihr Unternehmungsgeist und ihr Genie zum großen Teile erst ins Dasein gerufen hat. Zwei Dritteile der Arbeiter in dieser Industrie gehören anderen Völkern an, aber sie halten alle fest zusammen, die Initiative, die Unternehmung und die Leitung liegt aber in den Händen jener, welche die Christenheit seit 2000 Jahren verachtet und verfolgt hat, in den Händen der russischen Juden! Sie sind die Leiter, weil sie verdienen, Leiter zu sein. Sie sind treu und einsichtsvoll und ihre Begeisterung ist gepaart mit einem seltenen Talent konstruktiver Verwaltungskunst. Ihr Verdienst ist es, daß die überaus schwierigen Fragen zur Herstellung des Friedens zwischen Arbeitsgebern und Arbeitsnehmern eine befriedigende Lösung fanden. Es ging nicht ohne Reibung, nicht ohne

Schwierigkeiten, nicht ohne Unterbrechungen, denn die Aufgabe ist eine provokatorische. Allein ihre Mäßigung, ihre Zurückhaltung und ihre konstruktive Fähigkeit halfen über alle Hindernisse hinweg. Denn sie werden die noch größere Aufgabe vollbringen einen dauernden Frieden zwischen Unternehmern und Arbeitern zum Wohle Beider herzustellen. Andere Nationalitäten, die in den letzten Jahren eingewandert sind, tragen auch viel zur Entwicklung der Industrie bei, aber die russischen Juden — so schreibt J. E. Williams — sind unter den Einwanderern wohl die intelligentesten und in der Arbeitswelt, um ihrer vorhin gekennzeichneten Eigenschaften willen — die wertvollsten.

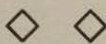
Zur näheren Charakteristik führt J. E. Williams ein Beispiel an: Der Obmann der Kleiderarbeiter-Organisation, ihr Schöpfer und geistiger Leiter, ist ein Mann von 25 Jahren. Seine hervorragendste Eigenschaft ist eine unvergleichliche Selbstbeherrschung. Man dürfte wohl voraussetzen, daß ein so junger Mann feurig, enthusiastisch, wagemutig sein werde, — aber man findet einen gesetzten, ruhigen, überlegenden sich selbst beherrschenden Mann. Ich lernte ihn kennen, als es in seiner Hand lag, einen Massenstreik zu inszenieren, als ein Wink von ihm tausende von Arbeitern zu erbittertem Kampfe aufgerufen hätte, als an ihn die Versuchung herantrat, der vergötterte Anführer im Streite zu werden, die Eitelkeit seinen Namen mit riesenlettern in allen Zeitungen täglich dreimal gedruckt zu sehen. Er widerstand jedoch und entschloß sich für die härtere Aufgabe in unauffälliger Arbeit die Organisation zu schaffen, die seinem Volke dauerndere Erfolge erzielen sollte. Das ist wohl der glänzendste Beweis für seine Loyalität, seinen echten Mut und seine Leitungsbegabung! Wie dieser Mann geworden ist, hat er Herrn J. E. Williams selbst erzählt: „Ich habe Tolstois „Auferstehung“ gelesen und dies Buch hat mich zum Manne gemacht.

Es war im wahren Sinne des Wortes eine Befehung. Von diesem Tage an war die Jugendlust in mir verschwunden und ein neues Leben begann. Ich gab meinen Beruf als Kaufmann auf und wurde Revolutionär. Auch hier in Amerika habe ich die Lust am Gelderwerb verloren, mein ganzer Enthusiasmus hat sich dem „Werke“ zugewendet, der Arbeiterbewegung, und dabei bleibe ich.“

Mr. J. C. Williams führt noch ein anderes Beispiel an, indem er einen Dr. Steiner in Streater Ill. als

hervorragenden Mann schildert, aber von diesen individuellen Charakteristiken geht er zur allgemeinen Betrachtung über:

„Unter den Eigengewanderten mögen noch Viele sich befinden, die gleiche Züge haben, wie die genannten, aber wir wissen ihre Namen nicht und es mögen doch unter ihnen so manche sein, die unsere Kunst, unsere Literatur, unsere Politik, unsere Bürgertugenden bereichern werden, wenn nicht schon in der ersten Generation, so gewiß in der zweiten.“



Unsere Nase als Wächter der Gesundheit.

Von Dr. Otto Gotthilf.

(Nachdruck verboten.)

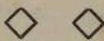
(Schluß.)

Erst ganz allmählich und nur zaghaft versuchten die Lungen durch langsame Atemzüge, ob die Gefahr vorüber sei. Also auch in jenen so kritischen Momenten, wo uns Erstickung bedroht, waltet die Nase als Warner und Wächter ihres Amtes.

Umgekehrt geben wieder andere Dr. gane, wenn sie einer Gesundheits-schädigung ausgesetzt sind, der Nase durch Reflexwirkung Warnungssignale, damit uns diese auf die drohende Gefahr aufmerksam macht. Haben empfindliche Personen sich dem „Zuge“ ausgesetzt, oder sind ihre Füße oder andere Körperteile naß geworden, so vermehrt sich fast sofort die Schleimabsonderung der Nase und ein heftiges Niesen beginnt: eine nicht mißzuverstehende Aufforderung, daß man durch energische Körperbewegung sich wieder erwärmen und die durchnässte Kleidung durch trockene ersetzen soll.

Wir sehen also, daß unsere Nase als

Wächter der Gesundheit eine überaus wichtige Rolle spielt. Gewöhnlich aber hören wir auf diesen Warner leider ebenso wenig, wie auf jenen in unserem Innern befindlichen moralischen: das Gewissen. Wohl rümpfen die Leute die Nase, wenn sie aus der frischen, reinen Luft draußen in die mit Ausatmungs- und Ausdünstungsgerüchen verpestete Wohnstube oder in eine mit Kohlen säure, Tabakqualm und anderem „Odeur“ erfüllte Restauration treten, aber sie fahren nicht etwa entsetzt aus dieser gesundheitswidrigen Atmosphäre zurück oder springen sofort an die Fenster und reißen diese weit auf, sondern nehmen stumpsinnig — pardon! — Platz mit dem Trostgedanken: „Daran muß man sich eben gewöhnen!“ Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß in Zukunft Jedermann den Weisungen und Warnungen seiner Nase williger folgt zu Nutz und Frommen seines ganzen körperlichen Gesundheitszustandes.



Rätsel-Auflösungen:

Von den eingelaufenen Reim-Lösungen lassen wir die gelungensten hier folgen:

So lange hab' ich noch nie gegessen,
Als heute nach dem Mittagessen.
Denn Rätsel lösen ist nicht schwer,
Verse machen hingegen sehr.
Wie das bezeugt Herr Gottlieb König.

Von Versfüßen muß' er diesmal wenig.
Den Monat man wohl „Elul“ nennt!
Damit ihr auch den Löser kennt,
So schreibe ich meinen Namen her
Und dann — zwei Sternchen?! Ich bitte sehr.
Elise Wachsmann, Olmütz.

Erlauben Sie, daß zu den Vielen
Auch ich ein kleines Verslein sende
Ich tu's mit hangenden Gefühlen,
Daß es nur klein Gefallen fände.
Des Rätsels Lösung zu ergründen,
Das fiel mir nicht so schwer,
Doch einen Reim dazu zu finden
Ich will's gestehen — umsomehr.
Ist's nicht der „Elul“, den Sie meinen,
Zu dem der Schofar dumpf ertönt.

Wenn man ihn hört — das Herz muß weinen,
Das Lächeln stirbt, das Dunkel gähnt.
Die alte Sünde kehret wieder,
Das alte Lied wird wieder neu,
Im Schofarton ringt auf und nieder
Der alte, jüdische Sehnsuchtschrei.
Erhör die kindlichen Gebete,
Gott! Krön' sie mit dem Diadem
Du halfst uns oft durch Sturmesnöte,
So hilf uns auch nach Jerusalem.
Felicie Rosenfeld, Wien.

Der Elul mahnt mit Schofars ernsten Klängen
Zur Einkehr nach des Jahres Treiben, Drängen:
„Halt ein, o Menschentum, verlaß die Bahn
der Sünde, halt!“

Es naht Rosch Haschonoß, Joam Kipurim bald,
Wo Gott, der Herr, Gericht hält über alle, die
da leben,
Wo beimposaunenton die Engel selbst erbeben!“
Ernst Rasfa, Prag.

Dem jüd'schen Volke wohlbekannt,
Wird dieser Monat Elul genannt.
Max Safran, Wien.

Elul Monat, letzter Monat,
Um Gunst bei Gott zu finden,
Lasse einen Bund uns gründen.
Gustav Klauber, Ober-Cerekeve.

Ich sende das Lösungsgedicht,
Auf die zwei Sternchen jedoch leiste Verzicht: —
In dem Worte „Leu“ sind e, l, u enthalten,
Die den Monatsnamen „Elul“ gestalten.
Der Monat „Elul“ die Selichostage bringt,
Jeden Tag — Sabbat ausgenommen — der
Schofar kurz erklingt.
Es sind präludierende Heroldstöne, die künden eilig,
Daß naht das Roschhaschanofest gar heilig.
Und wenn hernach der 1. Tischni majestätisch
erwacht,
Erblickt der Schofar dem Weltenherrscher mit voller
Macht,
Mahnt die Menschen zu leben, wie Gott es will,

Und weckt den Sündenschläfer in Tönen
schmetternd schrill,
Daß er bereue und sich bekehre,
Und auf des Gewissens Stimme höre.
Nicht der Ordenssternchen wegen habe den Reim
fertig gestellt,
Sondern weil „Jung Juda“ mir sehr gut gefällt,
Ich sag es ungeheut,
Weil „Jung Juda“ mich freut.
Lesen „Jung Juda“ doch gerne auch ja
Mein Papa, wie auch die Mama;
Selbst Großpapa und Großmama wie ein lern-
begieriges Kind,
„Jung Judas“ eifrige Löser sind.
Leon Kaiser, Budapest.

Auflösung des 2. Rätsels:

1. Tiber. 2. Tabor. 3. Ammon. 4. Josua. 5. Moses. — Tamas.

Auflösung des 3. Rätsels:

Schneider — Neider.



zwischen	בין	von innen	מבית
oben	ממעל	von außen	מחוץ
unten	מתחת	woher?	מאין

אֲנִיחֵנוּ נִטְעִים עֹשֵׁב בֵּין עֲצֵי־הָעֵץ. אַתֶּם שׁוֹמְעִים אֶת
 קוֹל־הָעֵנִי. הֵם נוֹתְנִים אֶת כָּלִי הַזֶּהב לַמֶּלֶךְ. מִי יֵצֵר אוֹר
 וּבּוֹרֵא חֹשֶׁךְ? הַיֵּלֶד הַזֶּה צֶעֶק כָּל הַיּוֹם. מִי יוֹדֵעַ לִב־הָאָדָם?
 מֵאֵין אַתֶּם? מִי יוֹשֵׁב מִחוּץ לָעִיר?

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 18 lautet:

Der Wolf und die Ziege:

Es nahte dem Stalle der reißende Wolf
 Schaut um sich, stand lauernd,
 Blickt' durch die Thür, sah dort
 Eine fette Kuh, auch eine Zieg' und ein Lamm.

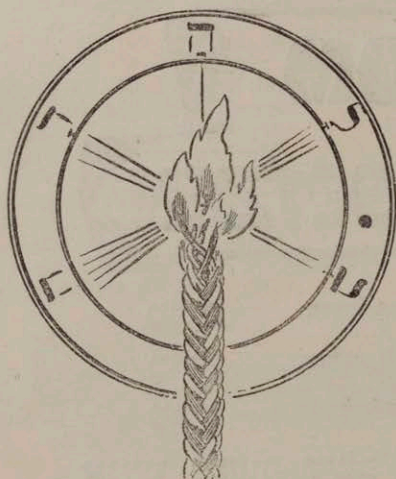
Aber die Ziege schrie: Mäh, Mäh! Mäh, Mäh!
 Eile schnell und komm', o Herr, du Hirte!
 Mäh, Mäh! Eile, denn es kam
 Der böse Wolf, der böse Wolf!

Mäh, Mäh! Mäh, Mäh! Und rasch vernahm
 Und eilte dorthin der Hirte, der Mann —
 Beeil' dich, du Wolf, eile und flieh!
 Der Hirte kommt, — sein Stod' faust Giebe.

(„Der kleine Sänger“.)

Rätsel.

Bilderrätsel:



Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	1	österr. Hafenstadt
3	5	6	2			bayrischer Fluß
5	1	4	1	1	3	deutsche Hafenstadt
8	9	3	7	6		asiatischer Staat
9	4	5	5	4	7	deutscher Bundesstaat
2	9	4	3	7		deutscher Fluß
3	5	1	2	3	4	österr. Kronland.

Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen einen jüdischen Monatsnamen.

Nichte deinen Blick nach „oben“,
 Ich will es dir künden:
 Ich bin nicht im Tadel, aber in loben
 Von oben schweife dein Auge rückwärts dann,
 Ein Berg wird sich dir zeigen,
 Hier endete unser Lehrer,
 Der Unsterbliche seine Lebensbahn,
 Als Gott ihn hieß die Höh' besteigen.

Mit 7 hält's der Soldat hoch in Ehren,
 Mit 7 kannst du's beim Gehen nicht entbehren.